

## 32. Sonntag im Jahreskreis (Jahr A)

St. Pantaleon, 06.11.2011

Liebe Schwestern und Brüder,

wieder einmal bedient sich Jesus heute im Evangelium der hl. Messe eines Gleichnisses, um uns hinter den Bildern der erdachten Geschichte einige Inhalte des christlichen Gedankengutes an die Hand zu geben. Was sind das für Inhalte? Was besagt das heutige Gleichnis eigentlich? Was für eine Bedeutung hat es für mich? Unverkennbar geht es in diesem Gleichnis um Ehe und Jungfräulichkeit. Eine Hochzeit wurde gefeiert, und Jungfrauen war es anvertraut, den Bräutigam abzuholen und ihn zu der Braut zu führen. Diese ganz spezifische Aufgabe, den Bräutigam zu der Braut zu führen, war offenbar ausschließlich Frauen anvertraut, die zu der Klasse der Jungfrauen gehörten. Nur solche Frauen durften es tun. In dieser schlichten Beobachtung begegnet uns schon jetzt, gleich am Anfang unserer heutigen Überlegungen, ein kostbarer Gedanke, der der katholischen Auffassung von Jungfräulichkeit und Zölibat zu Grunde liegt, nämlich, dass Jungfräulichkeit und Zölibat nur in der Relation zu einem erhabenen Wert einen Sinn haben. Isoliert, d. h. ohne Bezug auf einen erhabenen Wert, entbehren Jungfräulichkeit und Zölibat eines eigenständigen Belangs. Der Wert des Zölibats besteht also nicht darin, dass man nicht heiratet, sondern darin, dass man es aufgrund eines großen Ideals nicht tut, dem man sich rückhaltlos und ausschließlich widmen will. So intensiv und ausschließlich, dass eine Eheführung unter diesen Umständen nicht ehgerecht wäre. Jesus sagte einmal, es gebe Menschen, die nicht heiraten „*um des Himmelsreiches willen*“, und fügte gleich hinzu: „*Wer das erfassen kann, der erfasse es*“ (Mt 19, 12), womit er mindestens zweierlei andeutete, bzw. belehrte, erstens dass die Jungfräulichkeit erst wertvoll ist, wenn man sie aus religiösen Gründen lebt, eben „*um des Himmelsreiches willen*“, und zweitens, dass eine gewisse Anstrengung des Geistes wie auch Hilfe von oben nötig sind, um zu begreifen, wieso es Menschen gibt, die freiwillig auf ein so hohes Gut wie die Ehe verzichten. „*Nicht alle können dies erfassen*“, sagte der Herr, „*sondern nur die, denen es gegeben ist*“ (Mt 19, 11). Die katholische Jungfräulichkeit, von der der priesterliche Zölibat eine Erscheinungsform ist, ist nur verständlich im Zusammenhang mit der hohen Zielsetzung, auf welche hin sie angestrebt wird. Auf die Ehe des Verzichts wegen zu verzichten, ist weder wertvoll noch christlich. Das Singledasein ist mit der katholischen Lebensauffassung an sich nicht vereinbar, weil es egoistisch ist und darum der wahren Liebe entgegengesetzt. Die Liebe ist Hingabe. Der Single aber heiratet nicht, weil er sich nicht hingeben will, sich binden ist ihm zu anstrengend, er ist auf sich selbst zentriert. Katholische

Jungfräulichkeit hingegen ist immer die Folge eines großen Ideals und setzt eine tiefe Würdigung der Ehe voraus. Wer die Ehe nicht hoch schätzt, kann die Jungfräulichkeit weder verstehen, noch leben. Zölibatär kann im Grunde nur derjenige leben, der es einzig und allein aus dem Grund tut, sein ganzes Leben in den ausschließlichen Dienste Jesu stellen zu wollen. Mit anderen Worten: zölibatsfähig ist nur derjenige, der, wie die Apostel, in einer intensivsten gelebten unmittelbaren Nähe zu Jesus ausschließlich für seine Belange ganz da sein will. Wer aus anderen Gründen zölibatär leben will, wird scheitern. Hierin liegen möglicherweise die Wurzeln mancher Zölibatstragödien, weil die Betroffenen den Verzicht auf die Ehe nämlich nicht aufgrund eines großen religiösen Ideals angestrebt haben. Darum ist es ein wichtiges Anliegen unseres Hl. Vaters, dass etwa in den Priesterseminaren die Priesteramtskandidaten u. a. auch auf die Beschaffenheit ihrer Affektivität untersucht werden. Denn Zölibat und Jungfräulichkeit können nur diejenigen schaffen, die ein geordnetes großes Herz haben, so groß, dass sie – ich wiederhole - auf etwas so Kostbares zu verzichten bereit sind, wie die Ehe nun mal ist. Ehe und Zölibat sind – wie der sel. Johannes Paul II. oftmals betont hat – zwei Erscheinungsformen, bzw. zwei Ausformungen der menschlichen Liebe. In der ersten Ausformung – in der Ehe nämlich – wird dem sexuellen Bestandteil der Liebe – verständlicherweise und auf Gottes Geheiß - einen bedeutsamen Aktionsradius eingeräumt, in der zweiten Form – in der Jungfräulichkeit - werden andere nicht sinnliche Elemente der Liebe besonders betont.

Sozusagen in der Fußnote möchte ich hier der Vollständigkeit halber hinzufügen, um Missverständnisse aus dem Weg zu räumen, dass, wer zwar gerne heiraten möchte, weil er keine Berufung zum Zölibat spürt, doch leider keinen richtigen Partner findet, kein Single ist, seine Situation ist eine besondere, die nur in der Rückschau auf Gott, der immer das Beste für jeden will, erhellt werden kann.

Gehen wir nun zum Gleichnis des heutigen Evangeliums wieder zurück. Was fällt uns da noch auf? Vor dem Hintergrund der gegenwärtigen Diskussion über den Zölibat in den Medien fällt jedenfalls die große Natürlichkeit auf, mit der in der Gesellschaftsordnung des Gleichnisses Ehe und Jungfräulichkeit zusammen gehören. Im Gleichnis wird geheiratet, Braut und Bräutigam freuen sich riesig auf ihre Gemeinsamkeit, alle gönnen es ihnen von Herzen, denn jeder weiß, dass diese Einheit von Mann und Frau ein großer Wert ist; Jungfrauen treten auf, um den Brautleuten den gemeinsamen Weg, der die sinnliche Liebe betont, zu erleichtern, ja zu verschönern. Im von Jesus Christus selber erdachten Bild des Gleichnisses gehören beide Institute – Ehe und Jungfräulichkeit - jedenfalls eng zusammen, und die Jungfräulichkeit steht klar in Diensten der Ehe. Und das ist zweifellos eine wichtige

Erkenntnis: die Jungfräulichkeit und der Zölibat stehen in Diensten der Ehe. Als der junge Karol Wojtiva sich die Frage stellte, ob er den Weg der Ehe oder den des Priestertums einschlagen sollte, dann – so hat er es später selber erzählt – entschied er sich ganz bewusst für den Zölibat in der Meinung, als Priester würde er vielen, vielen Ehepaaren helfen, dass sie ihre menschliche Liebe als ein erfüllendes Geschenk Gottes erleben könnten.

Ehe und Jungfräulichkeit gehören nach der Vorstellung Jesu jedenfalls zusammen. In unserem Gleichnis gehen beide tatsächlich sozusagen Hand in Hand harmonisch miteinander. Im Gegensatz dazu fehlt es heute in unserer Gesellschaft wie auch mitunter in der Kirche nicht an Stimmen, die dafür plädieren, den Zölibat abzuschaffen. Auffällig dabei ist jedoch der Umstand, dass nicht die, die den Zölibat leben, diejenigen sind, die mehrheitlich für deren Abschaffung eintreten, sondern die, die nicht zölibatär leben. Diese meinen, dass diejenigen, die die Jungfräulichkeit, bzw. den Zölibat leben, Opfer einer unbarmherzigen, altmodischen und sowieso frauenfeindlichen Kirche seien, die ihnen ein Heiratsverbot auferlegt habe, von dem sie endlich befreit werden sollen, damit sie wieder frei atmen können. Das kolportieren sie weiter, ohne die Betroffenen, d. h. die im Zölibat Lebenden zu fragen, wie sie sich als Zölibatäre fühlen. Würden sie uns fragen, dann würde die überwältigende Mehrheit von uns sagen, dass wir gar nicht unglücklich sind. Im Gegenteil. Wir sprühen vor Glück! Nicht – wohlgermerkt – weil wir nicht verheiratet sind, sondern weil der Grund, warum wir nicht geheiratet haben, uns voll erfüllt und beglückt, nämlich aus Liebe zu Gott für die Menschen da zu sein und ihnen so das Glück, das schließlich nur in Gott besteht, zu erschließen. Wenn der im Zölibat Lebende sich dem Grund seines Zölibats, wie soeben dargelegt, wirklich hingibt und dabei nicht nachlässt, dann sprüht er tatsächlich vor Glück und ihm ergeht es wie den fünf Jungfrauen des Gleichnisses, die das passende Öl in ihren Lampen hatten, sie waren jederzeit bereit, dem Bräutigam entgegen zu gehen. Um diese Freude zu haben, muss man allerdings die Hingabe frisch leben, sonst geschieht es wie den fünf törichten Jungfrauen. Sie lebten zwar offiziell den Zölibat, doch sie waren inzwischen verbürgerlicht. Darum hatten sie mit einemmal keine Kraft mehr, es fehlte ihnen an Initiative, an Elan, sie wurden langweilig, bequem, träge, müde, wahrscheinlich auch unerfüllt und traurig. Sie hatten ihr Herz, ihren Kopf und ihre Energie für andere Werte geöffnet. Das kann uns, die wir den Zölibat leben, auch passieren und es geschieht leider immer wieder mal, wenn wir vergessen, warum wir auf die Ehe verzichtet haben. Darum betet das christliche Volk ständig für die Heiligkeit der Priester und all derer, die „*um des Himmelreiches willen*“ (Mt 19, 12) jungfräulich, bzw. im Zölibat leben: damit wir bei der Stange bleiben und Freude an unsere Hingabe haben. Die Zölibatstragödien, die gelegentlich geschehen, liegen nicht am Zölibat, sondern daran, dass

ein im Zölibat Lebender das große und ehrbare Ideal, um dessentwillen er damals auf die Ehe verzichtet hat, vernachlässigte, wodurch er dann langsam verweltlichte. Die vom Hl. Vater neulich in Freiburg geforderte „*Entweltlichung der Kirche*“ trifft auch das Priestertum. Wir Priester müssen sehen, dass wir uns auf die Ursprünge unserer Hingabe rückbesinnen und in der Suche nach der Nähe Jesu wie auch in der Hingabe an die Menschen, damit diese Gott finden, den Sinn unseres Lebens sehen.

Manche Menschen stellen sich jedoch die Frage, warum soll es den Zölibat überhaupt geben? Man könne Gott auch als verheirateter Mensch lieben und für ihn arbeiten! Gewiss! Die Ehe ist zweifellos ein Weg der Heiligkeit und des Apostolates, ein Weg des Dienstes an Kirche und Welt. Daran geht kein Weg vorbei. Die Ehe ist sogar eine göttliche Berufung. Und möglicherweise sind viele verheiratete Menschen heiliger als viele Priester und im Zölibat lebende Menschen. Die Ehe ist ein göttlicher Weg. Man begegnet Gott in der Ehe. Und doch waren die Apostel bis auf Petrus, dessen Frau im Evangelium jedoch nicht erscheint, alle durch die Bank unverheiratet. War das ein Zufall? Kaum denkbar! Die Lehre Jesu Christi baut nicht auf Zufällen auf. Dass die Jünger unverheiratet blieben, lässt die Einsicht gewinnen, dass die jungfräuliche Lebensweise offenbar die zweckmäßigste Lebensform für diejenigen ist, die - ganz nah bei Jesus - eine leitende Funktion in seinem Unternehmen, also in der Kirche, inne haben sollen. Klar ist auf alle Fälle, dass die Ehe als Lebensgemeinschaft der ganzen Person schwer zu vereinbaren ist mit der geistigen, seelischen, psychischen wie auch zeitlichen Inanspruchnahme, die diejenigen an den Tag legen müssen, die in Vertretung Jesu, sozusagen als ein Zweiter Christus, von Amts wegen die Kirche leiten. Solche Leute brauchen ein ganz freies Herz, das nicht vorwiegend auf nur eine Person – auf die des Ehepartners nämlich –, wie auch nicht nur auf eine Familie mit allen dazu gehörigen Sorgen und Alltäglichkeiten fokussiert ist. Der im Zölibat lebende Mensch stellt aus einer tiefen Verbindung mit Gott heraus sein ganzes Herz, sein ganzes Liebesvermögen und seine ganze Person ganz in die Dienste aller Menschen, damit sie zu Gott finden. Er ist kein Angestellter, der sich auf den Feierabend freut, an dem er Abstand von seiner Beschäftigung nehmen darf. Der im Zölibat lebende Mensch ist schließlich ein Mensch, in dem Christus selber seine unverkennbare, spezifische Hingabeform durch die Geschichte hindurch fortsetzt. In dem zölibatär lebenden Menschen begegnet uns Jesus selber also, der nicht aufgehört hat, uns seine Nähe und damit seine Zuwendung zu schenken.

Amen.